

St. Verenakirche und Gielsberg : zwei Vermächtnisse der Gielen von Glattburg an das Kloster Magdenau

Autor(en): **Grüniger, Irmgard**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Toggenburger Annalen : kulturelles Jahrbuch für das Toggenburg**

Band (Jahr): **24 (1997)**

PDF erstellt am: **07.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-883505>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

St. Verenakirche und Gielsberg

Zwei Vermächtnisse der Gielen von Glattburg an das Kloster Magdenau¹

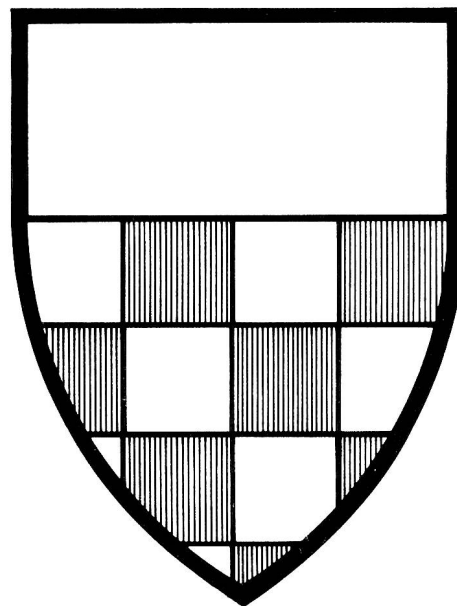
Dr. Irmgard Grüninger, St.Gallen

Am 3. April des Jahres 1244 bestätigte der Abt des Klosters St.Gallen, Walther von Trauchburg (1239-1244), die von Rudolf II. Giel von Glattburg zusammen mit seiner Gattin Gertrud zuhanden von Meisterin Adelheid und ihrer Mitschwestern gestifteten Güter in der Umgebung von Magdenau.² Dieses Vermächtnis bildete den Grundstock zur Errichtung der dortigen Zisterzienserinnenabtei.³

Rudolf II. war als einziger der drei Söhne jenes Konrad Giels von Glattburg übriggeblieben, der 1226⁴ in Anbetracht einer «Pilgerfahrt» ins Hl. Land eine Jahrzeit zu seinem, seiner Gattin Junta und seiner drei Söhne Seelenheil errichtete. Dass es sich bei dieser Fahrt übers Meer nicht um eine gewöhnliche Pilgerreise handelte, darf wohl angenommen werden. Vielmehr scheint es sich dabei um eine Teilnahme an jenem 5. Kreuzzug zu handeln, den Kaiser Friedrich 1228/29 unternahm und vor allem, dank seiner Diplomatie, auch erfolgreich beendete. Die Söhne Konrad und Ulrich dürften ihren Vater auf dem Pilgerzug begleitet haben; denn sie wie auch ihr Vater verschwinden von diesem Jahr an im Dunkeln der Geschichte.

Das Geschlecht der Gielen erscheint erstmals 1166 mit Rudolf I. als Zeuge in einer Urkunde des Klosters St.Gallen. Er gilt als Stammvater einer Familie, die sich in der Manneslinie über 18 Generationen bis 1771 nachweisen lässt. In diesem Jahr starb «Baron» Franz Benedikt Christoph Giel von Gielsberg total verarmt als letzter männlicher Spross.⁵

Die Gielen waren ein freies Geschlecht.⁶ Sie besaßen ausgedehnte Ländereien im Einzugsbereich der Glatt und hatten überdies eigene Dienstleute, denen sie ihren Besitz verliehen. Gleichzeitig aber waren sie auch äbtische Ministerialen und verwalteten als solche Lehen des Gallusklosters. Ihr Hab und Gut war im



Wappen der Gielen von Glattburg. Umzeichnung nach einem Siegelabdruck des 14. Jh. von Eva Simek.

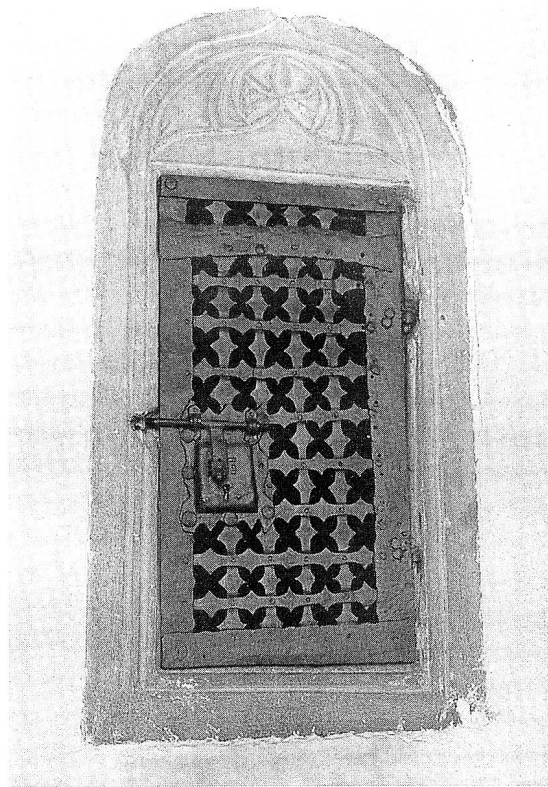
13. Jahrhundert so gross, dass Rudolf II. von Giel als der reichste Dienstmann des Klosters⁷ galt.

Die Bezeichnung «von Glattburg» findet sich erstmals 1226. Dieser Beiname mag die Ursache sein, dass man in der Feste Glattburg über der Glatt in der Nähe der Siedlung Niederglatt den Stammsitz der Gielen sah.⁸ Aber auch die Burgen von Burgau und Helfenberg kommen als ihr Stammhaus in Frage. Schliesslich nennt sich 1492 Peter «Giel von Gielsberg» nach der Burgstelle westlich des Klosters Magdenau, die folglich ebenfalls als Stammburg des Geschlechtes gilt.

Der Name «Gielsberg» kommt erst 1491, damals jedoch bereits als Burgstall, in der Belehnungsurkunde des Abtes Gotthard Giel (1491-1504) an seinen Vater Rudolf IX. vor.⁹



St. Verena in Magdenau. Romanisches Mauerwerk und Fensterchen in der Nordmauer des Schiffs nach Freilegung 1968. – Foto Walter Fietz, St. Gallen.



St. Verena in Magdenau. Spätgotischer Wandtabernakel in der nördlichen Chorwand, um 1500. Foto B. Anderes, Rapperswil.

St. Verena, die Pfarrkirche von Magdenau

In der Übertragungsurkunde¹⁰ von 1244 werden dem neu zu gründenden Zisterzienserinnenkloster von Rudolf II. neben verschiedenen Höfen um Magdenau auch das Patronatsrecht und die Advokatur der St. Verenakirche überlassen, womit das Eigentum und die Verwaltung dieser Kirche in die Hände des Klosters gelangten. Daraus geht somit hervor, dass die St. Verenakirche schon vor der Klostergründung als Pfarrkirche von Magdenau bestand, und die Vermutung liegt nahe, dass sie ursprünglich die Eigenkirche der Gielen war.

Als 1967 die Renovation von St. Verena¹¹ an die Hand genommen wurde, benutzte man die Gelegenheit, die Kirche im Rahmen dieser Erneuerung auch durch eine Ausgrabung zu untersuchen. Sie wurde unter der Leitung von Dr. Christoph Eggenberger, damals im Dienst der Denkmalpflege des Kantons Thurgau, durchgeführt.¹²

Die spärlichen im Boden des Schiffes gefundenen Mauerreste deuteten auf zwei Vorgängerbauten hin. Von der ersten Kirche waren noch die Fundamente des Schiffes im Norden, We-

sten und Süden erhalten. Die Lage der Ostabschlussmauer jedoch ist ungewiss. Wohl zu Recht vermutet Eggenberger, dass sie auf der Höhe der Chorschranke stand; denn dort hörte der im Osten anschliessende Friedhof auf. Wie dieser Chor gestaltet war – ob halbrunde Apsis, eingezogener Rechteckchor oder gerader Abschluss –, konnte nicht mehr ermittelt werden. Analoge Befunde machen eine rechteckige Saalkirche immerhin wahrscheinlich, deren Chor vielleicht durch eine Schranke oder eine Stufe vom Schiff abgesetzt war. Auf jeden Fall dürfte sie ins 11. Jahrhundert zu datieren sein.

Das zweite Gotteshaus war ein Neubau, der jedoch mehrheitlich auf die alten Fundamente zu stehen kam. Lediglich die Fassade war um einen Meter westwärts verschoben. Als Pfarrkirche von Magdenau besass es auch ein Taufbecken, dessen Fundament sich auf der Mittelachse im Chorbereich fand. Von dieser Kirche hat sich im heutigen Bau die Nordwand bis zum Turm erhalten. Sie ist gekennzeichnet durch die sog. Opus spicatum-Technik, bei der Lesesteine verschiedener Grösse ährenförmig in Lagen gesetzt sind. Diese Bauweise zusammen mit einem kleinen Rundbogenfenster datiert das zweite Gotteshaus mit grosser Wahrscheinlichkeit noch ins 12. Jahrhundert.



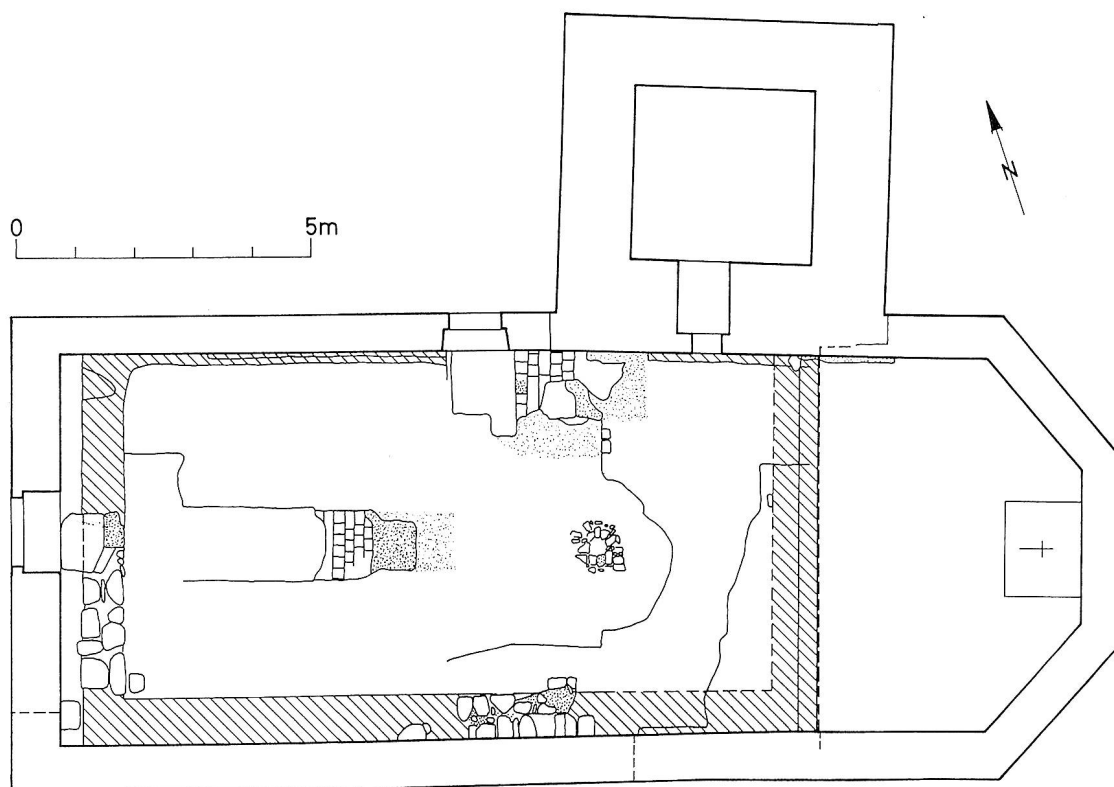
St. Verena in Magdenau. Innenraum im Gepräge des späten 19. Jahrhunderts, vor Restaurierung 1968. – Foto Walter Fietz, St. Gallen.



Alte Pfarrkirche St. Verena in Magdenau. Südostansicht. Zustand vor Restaurierung 1968. – Foto Walter Fietz, St. Gallen.

Zu einer späteren Zeit wurde auf der Nordseite der überdimensionierte Turm aus Bruch- und Lesesteinen und auch Tuffsteinen bis auf 11 m Höhe aufgemauert und darüber ein gezimmer-

tes Glockengeschoss errichtet. Dazu musste der östliche Teil der Kirchennordwand abgebrochen werden. Der Turm aber ragte dann noch mindestens einen Meter über die Chor-



Alte Pfarrkirche St. Verena in Magdenau. Grabungsbefund 1968. Umzeichnung von Eva Simek.



Burgstelle Gielsberg in Magdenau. Steinanhäufung um Pfostenstellungen im Längsschnitt am Nordrand des Burghügels. – Foto Kantonsarchäologie St.Gallen.

ostwand hinaus. Herstellungstechnik und auch historische Überlegungen sprechen für eine Bauzeit im 14. Jahrhundert.

Um 1500 wurde schliesslich in einer ersten Bauphase der polygonale Chor an das bestehende Schiff angebaut. Dass er im Süden um Mauerbreite grösser war, geht aus einer Baufuge an jener Stelle im Mauerwerk hervor, wo die Chorsüdmauer nach Norden umbiegt, um an die Schiffsüdmauer anzuschliessen. Diese Lösung war gewiss nur eine provisorische; bald darauf wurde die neue Schiffsüdmauer errichtet, die im Habitus sehr ähnlich wie der Chor aussieht.

Ein letztes Mal wurde 1675 der Baubestand der St.Verenakirche verändert. Als nämlich 1674 bei einem Sturm der hölzerne Turmabschluss zerstört worden war,¹³ ersetzte man ihn in Stein und schloss ihn mit einem Satteldach ab.

Bis 1943 blieb St.Verena die Pfarrkirche von Magdenau. 1967 gelangte das Kirchlein schliesslich in den Besitz der Kirchgemeinde Wolfertswil-Magdenau.¹⁴ Der beharrlichen Entschlossenheit eines Initiativkomitees ist es zu verdanken, dass die 800jährige St.Verenakirche erhalten blieb und nach einer gründlichen Renovation 1969 seiner Bestimmung als Gotteshaus wieder gerecht werden konnte.¹⁵

Gielsberg, die Stammburg der Gielen von Glattburg

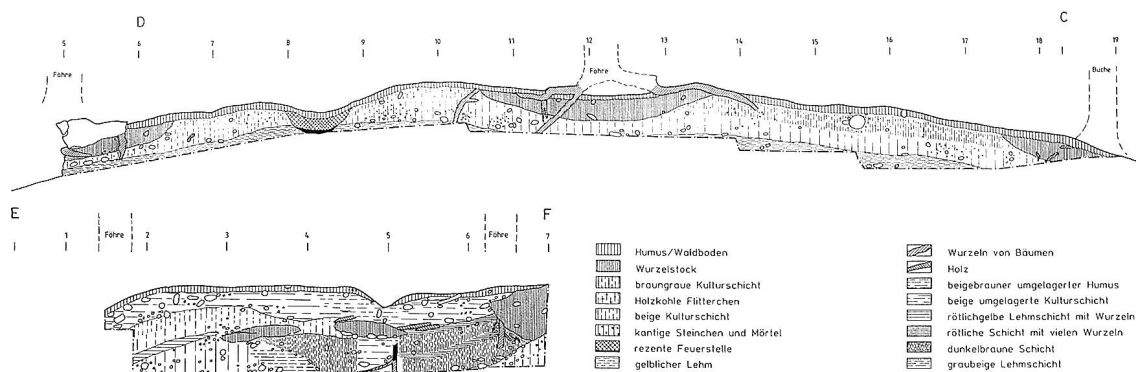
Dank zahlreicher Urkunden, die vor allem im Kloster Magdenau und im Stiftsarchiv St.Gallen aufbewahrt werden, waren die Gielen schon in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts Gegenstand einer Untersuchung durch Placid Bütler.¹⁶ Wiederum wurde von ihrer Bedeutung als vielfache Gönner des Klosters Magdenau 1944 im Rahmen der 700- und neuerlich auch der 750-Jahrfeier gesprochen. Trotzdem wurde bis anhin keine der ehemaligen Burgen in ihrem weitläufigen Besitz untersucht. Der Grund dafür ist in erster Linie darin zu sehen, dass die Burgstellen, die bekanntlich abseits von Siedlungen an exponierter Stelle liegen, nicht unmittelbar gefährdet sind und daher auch nicht durch eine Rettungsgrabung untersucht werden müssen.

Da sich jedoch immer wieder Amateure für die Burgen begeistern und der verdienstvolle Flawiler Arzt Dr. med. Heinz Wille den Wunsch äusserte, etwas zur Erforschung der Burgen in seiner Umgebung beitragen zu wollen,¹⁷ bot sich die Möglichkeit einer Untersuchung der Burgstelle im Gielswald an.

Der rund 120 m über der Talsohle liegende Nagelfluhfels springt als schmaler Bergrücken aus dem Hochplateau des Surmooses in die



Burggraben mit Zugang auf dem schmalen Grat. Foto Kantonsarchäologie St.Gallen.



Burgstelle Gielsberg in Magdenau (Gemeinde Degersheim). Längsschnitt durch den Burghügel sowie Profil an dessen Südrand. Umzeichnung von Eva Simek, St. Gallen.

von einem kleinen Flüsschen gebildete Ebene über Bubental vor. Die Nord-, West- und Südflanke des Hügels fallen steil in die Tiefe ab. Der enge Zugang von Osten wird durch einen sicher künstlich noch vertieften Halsgraben unterbrochen. Eine Brücke dürfte diesen Graben an der schmalsten Stelle überspannt haben. Mit etwas Phantasie lässt sich sogar ein Brückenwiderlager erkennen. Die kleine abgetrennte Hochfläche von maximal 500 m² war aber kaum geeignet, eine grosse Burg aufzunehmen.

Eine Flurbegehung in der Gegend von Magdenau und Bubental zeigte schliesslich, dass die Stelle Salagugi oder Gielsberg östlich von Bubental als Forschungsobjekt in kleinem Rahmen geeignet war.¹⁸ Hier hatten nämlich schon vor Jahren unternehmungslustige Schüler an der Südostseite des Hügels eine Hütte gebaut, die aber schliesslich dem Verfall preisgegeben wurde. Ebenso zeichneten sich in Nordsüdrichtung quer über das Plateau und am Südrand desselben als flache Dellen alte, teilweise verwachsene Gräben¹⁹ ab, die vor Jahrzehnten einmal ausgehoben, jedoch nicht mehr eingedeckt worden waren. Diese bereits vorhandenen Eingriffe konnten für die Untersuchung bestens ausgenützt werden. Am Ende der Grabung sollten diese Stellen wieder einigermassen ordentlich zugeschüttet werden. Frau Beatrice Mäder-Bernet, Flawil, leitete mit unermüdlichem Einsatz die umfangreichen administrativen Arbeiten. Sie holte die Grabungserlaubnis des Klosters bei der ehrwürdigen Äbtissin Frau Raphaela Pfluger ein. Sie schrieb das Gesuch um die Grabungsbewilligung an die Regierung des Kantons St. Gallen, das Ende Juni 1995 vom Departementsvorsteher Regierungsrat Alex Oberholzer positiv beantwortet wurde. Sie traf die zahlreichen Vorbereitungen und stellte eine Grabungsequipe aus interessierten Laien zusammen, die unter

der Leitung der Kantonsarchäologin vor allem am Wochenende arbeitete.²⁰ Unterstützung fand das Grabungsteam auch bei den Gemeindebehörden von Degersheim und Flawil. Unter idealen Bedingungen konnten die Grabarbeiten im Verlaufe September/Oktober 1995 durchgeführt werden. Die Beobachtungen wurden in einem Tagebuch festgehalten, alle Befunde fotografiert und die Profile gezeichnet. Die Vermessung besorgte in verdankenswerter Weise Robert Wepf, Geometer, Flawil. Um ein Schichtenprofil zu erhalten wurde der alte Graben quer über den Hügel vertieft und verlängert. Die Reste der zerfallenen Hütte am Südostrand des Burghügels wurden abgetragen, und das Profil auf der Nordseite ebenfalls genauer studiert. Neben den vielen neuzeitlichen Kulturrelikten fanden sich im Aushub Mörtelreste, Bruchstücke von Tuffsteinen und einige wenige Ofenkachelfragmente. Bei diesen Sondierungen zeigte es sich, dass eine nur wenige Dezimeter dünne Kulturschicht das Plateau überlagert. Am Nordende des Grabens fanden sich die Reste von zwei mit Lesesteinen umgebenen Pfostenlöchern. Eigentliche Mauerzüge konnten in den beiden Sondierschnitten nicht beobachtet werden. Die Mörtelspuren aber weisen eindeutig darauf hin, dass auf dieser kleinen Hochfläche ein gemauertes Haus vielleicht mit einem Fachwerkbau stand. Wie vereinzelt Scherben von Becherkacheln belegen, war es auch im Winter bewohnt. Da sich nur wenige Becherkachelscherben fanden, besteht der Verdacht, dass der Ofen beim Verlassen der Burg abgetragen und die Kacheln an einem andern Ort wiederverwendet wurden. So blieben an Ort und Stelle nur noch die Scherben zurück. Der Kachelofen war im Hochmittelalter noch ein Luxusgegenstand, den sich nur die gehobene Gesellschaft leisten konnte. Da es sich bei diesen Öfen um ganz spezielle Formen handelt, sind die Ofenkacheln zur Datierung²¹

besonders gut geeignet. Die Becherkachel-scherben vom Gielsberg setzen die Burg ans Ende des 12. Jahrhunderts. Funde aus späterer Zeit wurden keine mehr gemacht.

Diese Beobachtung und die Tatsache, dass sich 1226 Konrad Giel «von Glattburg» nennt, sprechen dafür, dass im Verlaufe des 13. Jahrhunderts das befestigte Haus zugunsten der Burg über der Glatt verlassen worden war. Die Burgstelle wurde dem Kloster Magdenau überlassen,²² das die Burg als Steinbruch für die Klostergebäude oder zum Umbau an der St. Verenakirche benutzte, und im Laufe der Zeit legte sich der Wald allmählich wieder über den unwirtlichen Bergücken.

Während die St. Verenakirche nun im Eigentum der Kirchgemeinde Wolfertswil ist, ist auch heute noch das Gelände, auf dem die Stammburg der Gielen stand, im Besitz des Klosters Magdenau geblieben. Was aber schliesslich von den Gielen überlebt hat, ist ihr Wappen.²³ Der zweigeteilte Schild mit dem geschachten unteren Teil wurde, leicht abgeändert, 1915 zum Wappen der Gemeinde Flawil.

Anmerkungen und Literatur

- 1) Anderes Bernhard (Redaktion): Kloster Magdenau 1944-1994, Festschrift, Bazenheid 1994. Gruber Eugen: Die Geschichte des Klosters Magdenau. Ingenbohl 1944.
- 2) Clavadetscher Otto P.: Chartularium Sangallense, Band III (1000-1265), St. Gallen 1983, Nr. 1340.
- 3) Sennhauser Hans-Rudolf: Magdenau. In: Zisterzienserbauten in der Schweiz, Neue Forschungsergebnisse zur Archäologie und Kunstgeschichte, Bd. 1: Frauenklöster, Zürich 1990, S. 163-166.
- 4) Chartularium, Nr. 1135.
- 5) Bütler Placid: Die Giel von Glattburg und Gielsberg. Geschichte eines st. gallischen Ministerialengeschlechtes. Schriften des Vereines für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, 55. H., Friedrichshafen 1927.
- 6) Gruber, S. 17f.
- 8) Felder Gottlieb: Die Burgen der Kantone St. Gallen und Appenzell. Erster Teil, Njbl. Hist. Ver. Kt. SG 1907, 48. Helfenberg, 53. Gielen-Glattburg, 79. Burgau, 81. Gielsberg. von Arx Ildefons: Geschichten des Kantons St. Gallen, erster Band, St. Gallen 1810, Neudruck St. Gallen, 1987, S. 515-517.
- 9) Bütler, S. 58.
- 10) Clavadetscher Otto P.: Von St. Gallen nach Magdenau - Zu den «Gründungsurkunden». In: Kloster Magdenau 1244-1994, S. 9-17.
- 11) Fietz Walter: Kirche St. Verena, Magdenau. Manuskript 1967.
- 12) Eggenberger Christoph: Bericht der Ausgrabung in der Kirche St. Verena, Magdenau. Manuskript 1968.
- 13) Verding Zedel, den Kirchenturn Bey St. Verena Bethreffendt 1875. In: Anzeiger für Schweizerische Altertumskunde, 6. Bd., Zürich 1888-1891, S. 25.
- 14) Isenring-Koller Bernhard: St. Verenakirche Magdenau, vervielfältigtes Manuskript, 1977.
- 15) Anderes Bernhard: Magdenau. Schweizerischer Kunstführer, hg. Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, Basel 1977.
- 16) Bütler, s. Anm. 5).
- 17) Ganz herzlich sei an dieser Stelle Herrn Dr. Heinz Wille gedankt. Seine grosszügige finanzielle Unterstützung ermöglichte es, die unscheinbare Burgstelle im Gielwald zu untersuchen.
- 18) Studer-Geisser Isabella und Daniel: Ruinen Landegg und Gielsberg. In: Ortsbildinventar des Kantons St. Gallen / Gemeinde Degersheim, vervielfältigtes Manuskript 1988, S. 175.
- 19) Die beiden Sondierschnitte dürften während des Zweiten Weltkrieges vom Militär angelegt worden sein.
- 20) Frau Beatrice Mäder-Bernet gebührt ein besonderer Dank. Ebenso sei dem Grabungsteam und vor allem auch dem Kloster Magdenau und ihrem Pächter besten Dank gesagt. Über die Grabungsergebnisse wurde in verschiedenen Zeitungen berichtet: Schmid Claudia: Archäologische Ausgrabungen bei Burgstelle Gielsberg: Becherkacheln aus dem 12. Jahrhundert gefunden. Die Ostschweiz, 20. Oktober 1995. Jud Christian: Unter Moos und Bäumen die 800jährige Geschichte. Der Volksfreund, 20. Oktober 1995. Jud Christian: Auf den Spuren der Gielen. Appenzeller Zeitung, 21. Oktober 1995.
- 21) Gegen Ende des 12. Jahrhunderts begann sich im zweiräumigen Haus der Ofen durchzusetzen. Alte Darstellungen geben ein Bild der früheren Kachelöfen: Über einem viereckigen Feuerraum aus Lehm erhob sich der zylinderförmige Oberbau, der mit einer Kuppel abschloss. Im Lehm des Unter- und Oberbaus steckten becherförmige Tongefässe mit der Öffnung nach aussen. Damit wurde die Oberfläche vergrössert und die vom Lehm gespeicherte Wärme gelangte schneller in den Raum. Diese im Lehm steckenden Gefässe werden als Kacheln (Becher-, Napf-, Teller-, Blattkacheln) bezeichnet. Dazu: Tauber Jürg: Herd und Ofen im Mittelalter. Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters, hg. vom Schweizerischen Burgenverein, Bd. 7, Olten 1980.
- 22) Obwohl in der Urkunde von 1244 Gielsberg nicht namentlich erwähnt ist, darf anhand der Lage der übrigen Stiftungsgüter angenommen werden, dass die Burg damals ebenfalls ans Kloster Magdenau gelangte.
- 23) Seit dem 13. Jahrhundert siegeln die Gielen mit ihrem eigenen Wappen, nämlich einem geteilten Dreieckschild. Der untere Teil ist schachbrettartig gegliedert, in früherer Zeit in nur wenige Felder. Die Farbgebung ist auf alten Darstellungen überliefert, nämlich Silber und Rot geschacht. Eine weitere, jedoch jüngere Farbgebung zeigt das Schildhaupt in Gold, der untere Teil hingegen ist Silber und Rot geschacht. Bt. (Bütler Placid): Giel von Glattburg und Gielsberg. Hist.-Biogr. Lex. d. Schweiz, 3. Bd. 1926, S. 511f.

Abbildungen

Umzeichnungen nach den Grabungsergebnissen von Eva Simek.